

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 44 (1940-1941)
Heft: 3

Artikel: Rund um den Wäggitalsee
Autor: Eschmann, Ernst
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-661858>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 16.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

schnell: Es war heiß, Lina, entsetzlich heiß. Da lachte sein Kamerad, der Peter, und sagte: Ja, seht nur! — und zeigte auf den über und über mit Rot bespritzten Postwagen. — Ach ja, geregnet hat's ganz schauerhaft und sogar gehagelt, warf der Jaggi schnell drein. — Und das faule Obst heruntergeschüttelt, sagte ich und nahm ihn vor allen Fuhrleuten am Ohr und drehte ihn hin und her. Dann ließ ich meine weiße Schürze flattern und lief davon. So, Frau Berena, muß man diese Holdri und Boldri am Ohr nehmen. Auch Euer Pauli ist nicht besser. Er denkt auch nicht an Sonne und Regen für die andern, wenn nur er warm oder kühl hat, der Un..."

„Lina!“

„Ich schweige schon. Aber so packt ihn doch einmal frisch und schüttelt ihn und seht dann, ob etwas Rechtes und Reifes dran ist. Beim Jaggi war's nicht.“

„Lina, ich kann nicht, ich bin zu schwach... Sieh', auch mit dem Strumpf bist du mir wieder um vier, fünf Gänge voraus.“

„Nein, Ihr könnt nicht, es ist wahr,“ stimmte Lina bei und seufzte zum erstenmal seit vielen Jahren. „Jetzt koch' ich eine Tasse heißen Kaffee, wir müssen noch lange warten, bis e... r... kommt.“ — Und mütterlich sorgte sie sich um meine Mutter.

So war Lina. Sie blieb noch einige Zeit bei Berena. Aber zuletzt hat sie doch noch den Unrechten am Ohr genommen.

Der Vetter Hans, dem sie das Häuschen billig vermietet hatte, kränkelte und war doch erst ein Jüngling. Eine halbblinde Großmutter hatte den Burschen heillos verwöhnt. Aber nun ward die Alte immer gebrechlicher. Lina mußte oft hingehen und ihre Zeit zwischen den Verwandten und uns teilen, bis sie zuletzt, nach dem Tode der Greisin, unser Haus ganz verließ. Und genau wie die Großmutter vernarrte sie sich in den blassen, zierlich gemodelten Schwächling, päppelte ihn wie ein Bübchen auf und verschrieb ihm ihr Vermögen zum größten Teil. Er pickelte und schäufelte dann ein bißchen im Garten herum, nahm ein Knechtlein für die Hoffstatt, faulenzte viel, trank sich zuerst mit Bier, dann mit Schnäpsen durch die trägen Stunden, machte Schulden auf die saftige Erbschaft hin, die Lina trotz Gebrumme immer wieder bezahlte, und zehn Jahre, nachdem sie an einer heftigen Lungenentzündung gestorben, wurde das Schnitzhaus öffentlich versteigert. Sie hatte ihm einen granitenen Grabstein aufgetragen; nun hat sie nicht einmal etwas Ordentliches aus Holz auf dem Friedhof. Meine Mutter erzählte, als sie zum erstenmal ans Grab der treuen Lina ging, sei ihr gewesen, als müßte sich die rote, fleischige Hand der Magd aus der Erde graben und Daumen und Zeigefinger wie eine Zange öffnen und suchen, etwas am Ohr zu nehmen.

Ja, das richtige Ohr zur richtigen Zeit zu packen und ein bißchen zu ringeln, muß wohl eine große, aber schwere Lebensweisheit sein.

(Fortsetzung folgt.)

Herbst.

© herrlich alles, Gott, was du gespendet,
Wir sind ergriffen tief von dem, was du vollendet,
Nun bist du müd' von deinem heil'gen Tun,
nun ziemt es dir, zu rasten und zu ruh'n.
Doch wir: Mit rührigen Händen laß' uns schaffen,
das Schönste, Beste, dankbar zu erraffen.
Wie blaut der Himmel über uns vor Segen,
wie geht die Sonne mild auf allen Wegen.

Wie reih'n noch einmal Blumen sich zum Kranze
und lockt der See mit hellem Silberglanze.
Wie träumt das Herz noch einmal sich zurück
zu Jugendseligkeit und reifem Glück.
So gehn wir trunken durch das weite Land,
bis daß des Winters mütterliche Hand
sorglich in frischgewärmte Stuben drängt...

Gertrud Bürgi.

Rund um den Wäggitalsee.

Von Ernst Eschmann.

Jahrhunderte und Jahrtausende verändern das Bild der Landschaft. Seen verschwinden, indem ein grüner Rasen sie zu überdecken beginnt oder das Geschiebe eines Flusses sie mählich füllt. Auch Naturkatastrophen können einem Tale ge-

fährlich werden. Ein Berg stürzt nieder und überdeckt Wiesen und Äcker, Hütten und ganze Dörfer.

Unserm Zeitalter ist es vorbehalten, die Erde zu revolutionieren und neue Verhältnisse herbeizuführen. Der Mensch ist über ganze Gegenden



Am Wäggitalersee.

Herr geworden. Er entwirft Pläne, entnimmt dem Wasser ihm innewohnende Kraft und vermag so weiten Strecken Licht zu spenden, Wärme abzugeben, Maschinen zu treiben und Eisenbahnzüge durch die Lande rollen zu lassen.

In den letzten Jahrzehnten sind in unserer Heimat etliche solcher Stauseen entstanden. Es ist ein Kühnes, ja großartiges Unterfangen, so ein ganzes Tal durch eine Staumauer abzuriegeln, die Wasser, die von den Höhen rauschen, in einem Becken zu sammeln, sie je nach Bedarf in mächtige Röhren zu leiten und weit in die Tiefe zu schicken, sie unten in elektrische Energien umzuwandeln und zum Wohle Tausender, ja Hunderttausender auswirken zu lassen.

Und noch ein anderes, erfreuliches Wunder hat sich ereignet. Die Gegend hat durch das gewaltsame Hinzutun des Menschen nicht gelitten. Ja eine Schönheit und neue Lieblichkeit ist ihr erwachsen, daß die Alten, wenn sie aus den Gräbern aufstünden, staunten und mit glücklichen Augen kaum faßten, wie reich und lachend ihre Heimat geworden ist.

Freilich, die Just dabei waren und zusehen mußten, wie ihre Gärten und Gütchen überschwemmt wurden, wie eins ums andere versank,

liebe Winkel und Plätzchen, Ställe, Kammern und Stube, es ginge ihnen doch ans Herz, und sie hatten wohl Mühe, in der neuen Siedlung heimisch zu werden, über dem See, und lange Wochen mögen die Betroffenen über den blauen Spiegel hingeschaut und den Flecken gesucht haben, wo ihr väterlicher Grund gewesen.

Ein neues Dörfchen ist im Innertal entstanden. Eine neue, schmucke Kirche schaut hernieder. Von schönen Bauten ist sie umgeben, sie prangt im Lichte der Sonne und scheint sich zu freuen. Und mit mir freuen sich alle die Anwohner, die eine Stufe höher gestiegen sind und sich neuen Boden nutzbar gemacht haben.

An einem goldenen Sonntag zu Ende August habe ich dem Wäggital einen Besuch gemacht. Von Siebnen aus führt einen der gelbe, eidgenössische Postwagen durch ein romantisches Tal hinauf, einem halb ausgetrockneten Flußlauf entlang, zwischen Pfifegg und Stockberg. Es geht manchen Rehren entlang. Durch üppiges Unterholz schimmert das wild durcheinander geworfene Gestein des Flußlaufes, und man rückt empor, man weiß nicht wie. Zuletzt ist man erstaunt, rund 500 Meter an Höhe gewonnen zu haben. Schon meldet sich ein kleiner See und eine Mauer.

Aber das ist nur ein bescheidenes Vorspiel des großen, und weiter oben, in eine ebene Mulde, hat sich das einzige Dörfchen gebettet, das die Talschaft besitzt, Vorderthal. Aber nun geht's energischer aufwärts, einen mächtigen Rundbogen hinan und hinein in den Durchpaß zwischen dem Großen Aubrig und dem Gugelberg zur Linken. Tunnels mußten gesprengt werden. Nun wird man sich bewußt, daß man in wirkliches Bergrevier vorgeedrungen ist. Stotzige Felsen, auf der andern Seite ein Sturz in die Tiefe, aus der sich die gewaltige Staumauer aufbaut. In einer steilen schiefen Ebene strebt sie empor, scheint für ewige Zeiten errichtet zu sein, so dicht, so hart und undurchdringlich ist sie. Zu oberst zieht sich der Damm dahin, in hohe Bogen gegliedert, und ehe man den Scheitel erreicht hat, ahnt man noch nicht, daß dieses helle, ungeheuerliche Querband einen See von rund sechs Kilometern Länge aufhält, in Fesseln schlägt und eine neue Welt erschafft, die beim ersten Blick helles Entzücken weckt. Und oben sind wir, mit einem Schlage dem ernstesten Waldtale entrückt. Eine glitzernde, spiegelnde Fläche liegt vor uns. Weiden nähern sich den Ufern, malerische Berge mit kühnen Höckern und Zacken, der schründige Schrägrücken des Schönberges, der Brünnelstöck, das Bockmattli,

der keck zum Himmel strebende Zindelspiz und der Beherrscher aller, der massige, breite Flubrig, sind auf einmal da, wie hergezaubert. Es ist eine Überraschung. Man fühlt sich geschoben, gezogen, und der Plan ist gleich gefaßt, rundum zu bum-meln. Die Karte verspricht einen guten Weg bis zu hinterst und auf der andern Seite zurück.

Gleich ist Innerthal erreicht, das Ziel. Man erholt sich von der Fahrt, man streckt die Glieder und rüstet sich zur Wanderung, auf der man so recht den See von allen Seiten genießt.

Ein künstlicher See! Wer würd' es glauben! So natürlich kommt er einem vor. Bis ans Wasser heran reichen die grünen Wieslein, rückt das Unterholz vor, und die Forstverwaltung sorgt dafür, daß junge Stämmlein gedeihen. Zwischen Straße und Strand sind neue Pflanzungen angelegt. Sie tragen jetzt schon dazu bei, vergessen zu lassen, was begraben liegt. Da und dort ragen Büschel aus dem Wasser, die daran erinnern, daß sie einem Garten oder einem einsamen Hölzchen entstammen.

Das Auge fliegt dem malerischen Ufer entlang. Es gelangt nicht bis zum Ende oder — wenn man's genau nimmt — bis zum Anfang. Hinter einer Biegung verschlüpft er sich in die Berge. Wie weit?



Die Staumauer am Wäggitalsee.



Innertal am Wäggitalsee.

Wie weit ist überhaupt der Kreis gezogen?

„13 Kilometer“, lass’ ich mir sagen, „und drei Stunden braucht’s, bis man wieder am Ausgangspunkt angelangt ist.“

Das läßt sich hören. Ein Panoramaweg von 13 Kilometern! Was für ein Gottesgeschenk! Mir juckt’s und zuckt’s in den Füßen.

Wahrlich, ich habe schon manches schöne Stück Erde durchwandert. Aber dieser Spaziergang rund um den See zählt zu meinen dankbarsten Unternehmungen. Wohl brennt die Sonne; aber von Zeit zu Zeit weht mich ein Lüftchen an.

Und was für ein Segen, so allein für sich, so ungestört des Weges zu ziehen! Scharen von Belofahrern begegnen mir. Aber schnell sind sie davongestoben. Touristen steigen von den Hängen hernieder. Vom Klöntalsee herüber mögen sie kommen oder vom Fluberg herunter. Von den Höhen winken die Alpweiden und läuten die Glocken. Hoch oben klettern die Kühe herum. Vor wenigen Tagen waren sie eingeschnit und die Sennen schüttelten ihre Köpfe bedenklich. Heu mußten sie füttern und daran denken, vielleicht schon vorzeitig das Alpen abzubereiten und mit dem Vieh zu Tale zu fahren. Aber jetzt ist der

Sommer wieder Meister geworden. Die Sonne hat den Schnee verjagt.

Hier oben herrscht Frieden. Hier sitzen Einheimische und Gäste aus den Dörfern und Städten bei lustiger Alplermusik zusammen.

Und in der Welt draußen machen sie Krieg, und unschätzbare Werke gehen stündlich zugrunde. Diplomaten sitzen am grünen Tisch, beugen sich über Karten und verschieben die Grenzen. Mächtige Ländereien werden Rumänien entrissen und Ungarn zuteilt. Land! Land!

Wie groß ist der Hunger nach Land!

Wieviel Erde braucht der Mensch?

Tolstoi hat es allen auf der ganzen Erde in seiner schlichten Erzählung gesagt: zuletzt nur so viel, daß seine Glieder in den sechs Brettern Platz haben, wenn’s Totenglocklein läutet!

Hier oben glaubt man nicht an den Krieg. Hier ist man Mensch, nicht Soldat. Wie viel köstlicher ist doch die Ruhe dieser Welt als der Jammerruf der Sirenen, das Donnern der platzenden Granaten und das Bersten der Schiffe, die im grausamen Grab der Meere versinken!

Die Straße führt am Ufer hin. Sachte steigt sie an, an ein paar Gehöften vorbei, über ein Brücklein, unter dem ein Wildbächlein zu Tale

rauscht. Nach links und rechts biegt sie aus, einmal, beim Oberliboden, tiefer in eine Schlucht hinein, und mit ihr rückt auch der See nach und bildet eine herrliche Bucht. Man jubelt, man badet, man flotscht im Wasser und wirft Steine weit hinaus, daß die blaue Fläche aufspritzt. Ganz in der Höhe aber ragt eine kühne Zacke in den Himmel, ein Riesenzahn, an dem gewiegte Kletterer sich erlustigen mögen.

Ich komme trefflich vorwärts. Man marschirt wie von selber. Der Rock hängt mir am Rücken. Und hinein geht's, immer tiefer nach dem Wald, der aus der Höhe heruntersteigt. Die Ufer ziehen sich zusammen. Auf einer Brücke mache ich die Wendung zurück, nach der andern Seite. Wo ist der See? Zurückgeblieben! Ein Bach sprudelt herunter, Blöcke liegen umher. Wie mag es hier tosen im Frühling, wenn der Schnee auf den Höhen schmilzt, wie mag es rauschen und brausen! Heut ist es kaum ein Rieseln, und manche Felsen mitten im Flußlauf sind trocken. Die Natur feiert.

Heut ist ein wahrer Feiertag.

Rund anderthalb Stunden sind verstrichen. Mehr als die halbe Route habe ich mit meinen staubigen Schuhen abgeklopft. Ich darf mich für ein paar Minuten an einem weichen Wiesenbört-

lein niederlassen. Ich bin allein mit den Bergen und meinem See. Auch die Gedanken halten inne. Ich sinne ins Blaue und über den reinen Spiegel hinweg. Kein Schifflein, kein Motor. Das Tal zieht den Atem ein. Auch es freut sich sichtlich heut seines Daseins.

Doch dort? Menschen! Sie bringen das zweite Heu ein. Sie müssen den warmen Spätsommertag nutzen.

Streue bauen sie zu einer Triste auf und sind fleißig dabei.

So möchte man bleiben und warten, stundenlang. Auch ein paar Seiten zu lesen, wäre köstlich. Aber ich darf nicht säumen. Immerhin, zu einem Wanderlied langt's, aus der Sammlung, die im Rocke steckt. Schon hundertmal hab' ich's gelesen, vom lieben Eichendorff. Es paßt so prächtig hierher:

O Täler weit, o Höhen,
O schöner, grüner Wald,
Du meiner Lust und Wehen
Andächtger Aufenthalt!
Da draußen, stets betrogen,
Gaußt die geschäftige Welt;
Schlag noch einmal den Bogen
Um mich, du grünes Zelt!

Wie stark wirken solche Worte, in der Umgebung genossen, in die sie gehören!



Frühling am Wäggitalsee.

Und ich wandere weiter. Hier wird der Weg etwas holperig und uneben, macht einen Sprung hinauf und hinunter. Ob er's mir zur Kurzweil tut? Da und dort liegen ein paar Velofahrer im Grafe und sonnen sich. Sie haben sich ausgezogen und breiten Brust, Arme und Beine vor der Sonne aus. Kupferbraun sind sie schon.

Das Velo ist heut die große Mode.

Wie unzeitgemäß ich bin, wie altmodisch! Der Fußgänger mit seinen zwei Beinen!

Und doch, ich muß wandern, nur wandern!

Nach einer Wegbiegung taucht drüben die Kirche von Innerthal wieder auf, die paar Häuser daran und die Siebel am Wasser. Gleich werde ich sie erreicht haben. Aber ich habe mich getäuscht. Immer kommt ein neues Vorgebirglein, und wieder eines, Wald und Weiden und Wald. Über den See her trillert Musik. Ja, wenn ich querüber gehen könnte wie der heilige Franziskus, der auf den Wassern wandelte! Aber noch einmal holt der Weg zu einer mächtigen Schleife aus und senkt sich auf das Niveau des Sees. Und bald ist der Staudamm erreicht. Noch ein paar Minuten, und der Kreis ist geschlossen. Was für ein Kreis!

Drei Stunden! Im Nu sind sie mir hingeflo-

gen. Und wie viel schenkten sie mir: ein ganzes Bergtal, eine Farbensinfonie von Blau und Grün, von Braun und Silbergrau, von Sonnengold und Abendglanz.

Abend ist es geworden. In Scharen strömen die Touristen daher. Wie ein ausschwärmender „Imb“ hängen sie sich an die großen Postwagen und bestürmen ihn. Er ist viel zu klein. Ein anderer wird erwartet und noch ein anderer. Es war ein Reisetag, an dem niemand zu Hause blieb.

Der Herbst steht vor der Tür. Jeder sucht noch Wärme und Glauben an eine bessere Zukunft einzubringen. Und manchem ist das Kunststück gelungen, nach trüben Tagen wieder froh zu werden.

Möge er recht lange nicht vergessen, was er hier oben gelernt hat: es trägt nichts ab, sich von den Aufregungen des Tages mitreißen zu lassen. Und wenn du alle Zeitungen liest und die Nachrichten aller Sender hörst, du würdest doch nie erfahren, was in den Sternen steht.

Ich zählte zu den Letzten, die den Wagen bestiegen.

Noch einen Blick auf den See und die eindämmenden Hüter, die das letzte Leuchten tragen, dann „rollte“ auch ich dem Tale zu.

Episode im Herbst.

Als Frau Renate nach einer unruhigen Nacht sich später als sonst an den Frühstückstisch setzte, fand sie neben ihrem Teller ein mit ausländischen Marken beklebtes Päckchen, das außer einem Buch nichts weiter enthielt als eine kurze Karte mit einer formellen Widmung und dem Vermerk: „S. 130.“ Dort aber stand:

„Wie lange ich Dich habe, danach frage ich nicht. Das Glück kann keine Ausdehnung haben, denn es ist ein Punkt, in dem sich zwei Schicksalslinien kreuzen. Deshalb sollte man immer so leben und lieben, als ob der gegenwärtige Augenblick der letzte sei. Nichts ist quälender als der Gedanke an sein verfäultes Glück.“

Und jäh überkam sie noch einmal das Erlebnis der vergangenen Tage, an das anknüpfend ihr diese Gabe zuteil wurde, und das Unruhe und Verwirrung schaffend in ihr einfaches und geruhiges Leben eingebrochen war.

Sie war sonnensehnsüchtig und voll Verlangen nach einem von Arbeit und gewohnter Umgebung vollkommen losgelösten Tag an den Bodensee gefahren. Den See, der ihr lieb und vertraut war wie kein anderer, der gleichsam das Band bil-

dete, das blau und gleißend sie noch mit einem Teil ihres Seins an die Heimat ihrer Mädchenjahre band. Hingegeben an die Schönheit eines strahlenden Vorfrühlingsstages, in der See und Himmel in gleicher Bläue schimmerten und der weiße Kranz des Hochgebirges weither leuchtete, wanderte sie durch Meersburgs winklige Gassen. Dann saß sie lange auf einer Mauer oben am Schloß und ließ alle Sonne und Schönheit in sich hineinfließen, ohne zu merken, daß sie schon geraume Zeit nicht mehr allein war. Unweit von ihr lehnte ein Herr, ein alter Herr. Er mochte wohl etwas über sechzig sein, groß, schlank und grauhaarig, lächelte er jetzt mit einer weltgewandten kleinen Verbeugung zu ihr hinüber: „Wenn man den Bodensee allein haben will, muß man im Herbst kommen.“

„Und nie scheint er mir bezaubernder,“ nickte Renate, immer noch versonnen.

So kam es, daß man langsam in ein Gespräch kam und wenig später miteinander zum Nebhäuschen der Droste hinaufwanderte. Wohl waren die Weinberge schon kahl, aber noch strahlte die Erde die Sonnenwärme wieder, trug Blumen